



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Wo hinaus? Wer unausgesetzt in der Sticlust der parlamentarischen und Parteiversammlungen lebt, wird augenscheinlich leicht das Opfer einer Selbsttäuschung, die er an Herrschern und Staatsmännern sehr deutlich erkennen und aufs härteste verurteilen würde. Denn der Abstand zwischen den beiden Grundanschauungen: „Der Staat bin ich“ und „Der Fürst ist der erste Diener des Staates“ ist nicht größer als zwischen den beiden andern: „Das Volk nimmt durch seine gewählten Vertreter an der Gesetzgebung teil“ und „Das Volk sind wir.“ Und dieses „wir“ gilt nur dann für die Gesamtheit der Volksvertretung, wenn sie der Regierung gegenüber einig ist; liegt dieser selteneren Fall nicht vor, dann ist „wir“ die Fraktion, und ihr, wo nicht zur Alleinherrschaft, doch zur Überzahl zu verhelfen gilt als die erste Pflicht des Fraktionsmitgliedes. Kann aber, was ja vorkommt, der „Führer“ der Fraktion mit einigem Rechte sagen: „Die Fraktion bin ich,“ so ist die Parodie des Roy Soleil vollständig. Nur pflegen die Beteiligten das Zerrbild für ein gelungenes, aber „modernisirtes“ Porträt zu halten.

Die auf Stärkung der Truppe abzielende Thätigkeit wird natürlich immer lebhafter, endlich fieberhaft, wenn neue Wahlen in Aussicht stehen. Da gestaltet sich so ziemlich jede Rede zur Wahlrede, jede „persönliche Bemerkung“ zum Appell an den Eigennuß der Menge, die sich unter andern Verhältnissen wohl gefallen lassen muß, als „Stimmvieh“ behandelt zu werden. Da werden Anträge hervorgesucht, die gänzlich aussichtslos sind (sei es jederzeit oder wenigstens im Augenblick), damit zum Fenster hinaus gerufen werden kann: Seht, wie gut wir es meinen! Ginge es nach uns, so würden alle Lasten gerecht verteilt, jede Arbeit nach Verdienst belohnt, jedes billige Verlangen erfüllt werden. Aber die Volksfeinde auf der andern Seite wollen ja keine Gerechtigkeit üben u. s. w. Von dir, Wähler, hängt es ab, ob du in Zukunft der freie Bürger eines Musterstaates sein oder die alte Sklavenkette noch länger fortschleppen willst. Dieses Stimmenwerben wird so ungescheut und öffentlich betrieben, daß man nicht weiß, ist das Cynismus oder völlige Verblendung. Je nach den Persönlichkeiten wird wohl das eine oder das andre zutreffen. Mancher scheint wirklich zu glauben, von seiner Anwesenheit im Parlament hänge das Wohl und Wehe des Reiches ab, während auf diesen und jenen paßt, was Saint-Real von der papistischen Partei in Venedig zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts sagt: „Die meisten fanden ihren Ehrgeiz verlegt, weil gegen ihre Ratschläge gehandelt worden war. Ihre Rachsucht stimmte sie, alles zu thun und alles zu leiden, wenn nur die höchste Gewalt ihren damaligen Besitzern entzogen wurde; und das Verderben des Staates würde ihrer Eitelkeit geschmeichelt haben, weil sie den Grund dazu in den verhaßten Maßregeln ihrer Gegner gefunden hätte.“ Es ist ein schlechter Trost, daß die einst so berühmte und so erfolgreiche Vaterlandsliebe der Venezianer damals von dem Parteitreiben angegriffen war, denn die Zeit der Macht und Blüte der Republik war ja bereits vorüber!

Bei uns steigert sich nun die Leidenschaftlichkeit des Kampfes um die Plätze im künftigen Reichstage fortwährend. Wie der Anblick eines Grenzüngers auf einen Schwärzer, wirkt das Wort Kartell auf die Freisinnigen, und diese Thatsache allein würde das Wahlbündnis rechtfertigen, wenn es dessen bedürfte. Und im Augenblicke höchster Entrüstung bringen dieselben Herren die Logik zu Markte, die Freisinnigen, die geschwornen — und, wie sie sich schmeicheln, die gefährlichsten — Gegner der Sozialdemokraten, könnten immer „ein Stück Weges mit ihnen gehen,“ weil deren Ziele ja doch nie erreicht werden würden. Man könnte laut lachen, wenn es nicht so empörend wäre! Die Teuerung, die heute in der ganzen Welt besteht, ist in Deutschland von der Wirtschaftspolitik verschuldet. Jeder Pfennig, der für Kolonialzwecke bestimmt wird, ist dem armen Manne im Reiche aus dem Sacke genommen — dem armen Börsemanne in parenthesis entzogen, der den Pfennig so gern „fruchtbringend“ angelegt hätte. Und wenn der unfreiwillige Komiker des Hauses anstatt der Dampferlinie nach Sanfibar eine nach Brasilien vorschlägt (wahrscheinlich weil dort republikanische Freiheit mit Züsilirung u. s. w. herrscht), so hat das eben auch nur den Zweck, zu zeigen, daß der Kanzler noch immer nicht weiß, was dem deutschen Volke frommt: wäre eine Verbindung mit Brasilien beantragt, so würde ohne Zweifel Sanfibar oder auch Kamtschatka viel wichtiger sein!

Welchen Einfluß all das Hezen und Mörgeln und Wühlen auf die Wahlen ausüben wird, wer kann das voraussagen! Bekräftigte sich nicht so häufig Sapiehas Wort, daß Verstand stets bei wenigen nur gewesen sei, so dürfte man annehmen, daß solche Ausnützung der parlamentarischen Redefreiheit zur persönlichen Reklame gerade die der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung haben müsse. Doch nicht zum erstenmal ist auf dieselbe Weise eine heillose Verwirrung hervorgerufen worden. Und wenn kaum ein Jahrzehnt nach der Gründung des Reiches so große Massen sich zum Sturmlaufe gegen das Reich aufreizen ließen: weshalb nicht nach einem gleichen Zeitabschnitt wieder? Daß die Opposition noch buntschediger geworden ist, daß Herr Windthorst, begabter als andre Menschenkinder, es möglich macht, zu gleicher Zeit den Redakteuren der Kreuzzeitung und der Frankfurter Zeitung, den frondirenden Polen und dem jüdischen „Konfektionär a. D.“ und dem freisinnigen „Regierungsassessor a. D.“ die Bruderhand zu reichen, das beweist nur, bis zu welchem Grade die politische Reise gediehen ist. Aber die Frage ist berechtigt: Was dann? Wo hinaus soll das alles führen?

Gesetzt, das Unheil eines parlamentarischen Regiments würde auch Deutschland nicht erspart, die kaiserliche Regierung entschloße sich, dem so verlockenden Beispiele anderer, der französischen, spanischen u. s. w. zu folgen und brächte Personen und Grundsätze einer zufälligen Mehrheit im Reichstage zum Opfer. Zuerst würden die Sieger wieder nach dem Netter rufen, durch den sie im Frühjahr 1888 Bismarck zu verdrängen hofften. Ob er sich aufs Eis begeben würde, kann dahingestellt bleiben, aber daß die Freude nicht lange dauern würde, ist klar. Dann ein Koalitionsministerium in allen Regenbogenfarben? Eher vielleicht ein Kanzler à la Taaffe, der sich zu erhalten suchen müßte durch ununterbrochene Austeilung kleiner Gaben an die verschiedenen Fraktionen der Mehrheit. Wohin das führen würde, ist leicht zu ermesen.

Zum Glück droht diese Gefahr nicht. Dafür könnten wir abermals einen friehen, fröhlichen Konflikt erleben, und auch damit würde mancher „Maßgebende“ zufrieden sein. Das war ja eine gar schöne Zeit. Der Brustton war die Normalstimmung. Mit flammenden Worten konnte ohne alle Gefahr die budgetlose Re-

gierung, vor dem Throne, vor dem Lande und dem Auslande verklagt, jede ihrer Vorlagen kurz und gut verwerfen, kein Mann und kein Thaler bewilligt werden, und jede Nichtbewilligung war eine kühne That, ein Stück Rettung des Vaterlandes. Und dann die Zustimmungsadressen, die Bürgerkronen und Festessen für die mannhaften Verteidiger des Rechtes gegen unerhörte Willkür, der Beifall in allen fremden Blättern, die mit Vergnügen Deutschland in Wirren und Schwächung sähen. Also nur frisch voran! „Zuerst das Vaterland, dann die Freiheit!“ hat wohl Emilio Castelar gesagt, und zwar in einem Augenblicke, der der Verwirklichung seiner republikanischen Pläne günstig zu sein schien; aber der ist ein Spanier, für Deutschland wird schon der liebe Gott sorgen.

Die Poesie der märkischen Landschaft. Theodor Fontane wurde bei Vollendung seines siebenzigsten Lebensjahres von der litterarischen Welt Berlins in üblicher Weise gefeiert, und man konnte dem trefflichen Balladendichter, dem auch in dieser Zeitschrift der verdiente Kranz gereicht worden ist, das bei jener Gelegenheit dargebrachte voll gerüttelt und geschüttelte Maß des Lobes gönnen. Aber zweierlei mag ihn selbst wunder genommen haben. Erstens, daß er, obwohl zu lange vor der gegenwärtigen großen Litteraturperiode geboren, doch als Ehrenmitglied der „Jungen“ geachtet werden könne, weil er „Realist“ sei. Veneidenswerte Jungendlichkeit dieser Jungen! Was ihnen neu ist, das ist ihrer Meinung nach vorher von keinem gesehen worden, die Töne, die sie anschlagen, hat man vorher nie vernommen. Die unbequemen Laute, die den heutigen Naturalisten verschiedene Programmpunkte im voraus nachgedruckt haben, werden dafür mit stiller Verachtung gestraft, z. B. die Romantiker und die Jungdeutschen von 1830. Der Dichter, der Studien nach der Natur macht, folgt damit dem Beispiel der Jungen, denn diese haben in Kompagnie mit Franzosen, Russen und Norwegern den Realismus erfunden. Zweitens, daß er, Fontane, die Poesie der märkischen Kiefernwälder und Seen „entdeckt“ habe. Der Jemand in Berlin, der diese Entdeckung entdeckt hat, ist zweifelsohne auch nur ein Junger, und zwanzig andre Jemande haben ihm getreulich nachgebetet. Nun, den heimatlichen Erdgeruch wird dem Dichter niemand bestreiten: wer anders als ein Märker könnte, nicht einmal, sondern, wie in einem der Gedichte auf den Einzug der siegreichen Truppen, ein dutzendmal oder öfter ganz unbekümmert reimen: „Wer, wer? Vierunddreißiger?“ Und seinen Verdiensten um die Ehrenrettung der, am meisten von den Berlinern, verlästerten heimatlichen Scholle soll gewiß nichts weggeschnitten werden. Aber müssen denn darum Wilhelm Häring's ältere Ansprüche geleugnet werden? Ist die Thatsache nicht von eigenem Interesse, daß zwei Abkömmlinge von Franzosen in solcher Weise den Dank an das Land abgetragen haben, das ihren Vorfahren Zuflucht gewährte? Oder dürfen etwa die Gebildeten von dem Dichter des „Falschen Waldemar“, des „Roland von Berlin“, „Cabanis“ u. s. w., der sich erlaubte, ein Realist zu sein, als dieser Ausdruck noch nicht allgemein in Umlauf auf, deshalb nichts mehr wissen, weil er nichts von Pessimismus und Zolascher Roheit wußte?

